



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Charakteristik Japan`s.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Charakteristik Japan's.

Shanghai. 18. Febr. — Ich bin der Meinung, daß es ohne praktische Sprachkenntnisse unmöglich ist, über ein fernes Land ein größeres Werk mit dem Anspruche auf Glaubwürdigkeit zu schreiben. Ueber Japan sind daher bis jetzt auch nur 2 Werke erschienen, die ich als berechtigt anerkenne. Kämpfer vor 200 Jahren und Thunberg vor 100 Jahren waren durch mehrjährigen Aufenthalt und durch Reisen quer durch das ganze Land in jeder Beziehung dazu befähigt. Was in der Fluth von Werken, die seit 10 Jahren über Japan erschienen sind, glaubwürdig und werthvoll ist, ist einfach aus Kämpfer und Thunberg abgeschrieben; alle diese Werke sind in dem Grade werthvoll, als sie viel abgeschrieben haben, und es wäre vielleicht noch heute das Beste und Redlichste, was man thun könnte, einen einfachen neuen Abdruck Kämpfers zu veranstalten.

Ein fast fünfmonatlicher Aufenthalt in Japan hat mich nicht so weit gefördert, daß ich die von jenen Schriftstellern angeführten Thatsachen bestätigen, modificiren oder verwerfen könnte. Ich habe mich daher darauf beschränkt, aus Thatsachen, die wirklich unzweifelhaft, und aus Verhältnissen, die mir glaubwürdig erschienen sind, Abstractionen zu bilden, die ich in den nachfolgenden Blättern fixirt habe. Anders muß sich im Kopfe eines beobachtenden Reisenden ein und dieselbe Welt heute abspiegeln als vor 200 Jahren. Hierin liegt meine Berechtigung, und weiter geht mein Anspruch nicht.

Der Charakter des Landes ist eigenthümlich, und es ist schwer, ihn zu bestimmen. Keines der tausend und abertausend Landschaftsbilder, welche unsere Wände zieren, trifft diesen Charakter auch nur annähernd, gleichviel ob sie der Wirklichkeit entnommen oder der Phantasie entsprossen sind. Es ist nicht die großartige, überwältigende Schönheit der Alpenwelt, nicht der schroffe, felsig zerklüftete Charakter der norwegischen Gebirge oder der Abruzzen; es ist auch nicht entfernt einer englischen oder schottischen Hügellandschaft ähnlich mit ihren grünen Wiesen und sanften Abhängen, und es ist nichts darin von dem romantischen Zauber einer Rheinlandschaft. Berg und Thal wechseln ununterbrochen ab; aber ein Berg sieht aus wie der andere, ein Thal wie das andere; sie liegen unvermittelt nebeneinander; es fehlen die saftig grünen Wiesen, es fehlen die sanften Abhänge, die weidenden Herden, es fehlen die malerisch gelegenen Dörfer mit schlanken Thürmen, es fehlen die Singvögel in den Bäumen, es fehlt der Duft in den Blumen. Was bleibt, ist immerhin schön genug; es dauert daher eine geraume Zeit, ehe man überhaupt bemerkt, daß

etwas fehlt; und wenn man es bemerkt hat, sucht man lange vergebens, ehe man findet, worin es besteht.

Es ist gewiß ein eigenthümlicher Zusammenhang zwischen dem Charakter eines Landes und der geistigen Gestaltung des dazu gehörigen Volkes. Wir sind noch nicht so weit und werden vielleicht niemals so weit kommen, feste physiologisch begründete Regeln dafür aufzustellen; aber wenn die Naturwissenschaft im Bunde mit der Erfahrung der Landwirths längst festgestellt hat, daß klimatische und Boden-Verhältnisse modificirend auf den Charakter, ja auf den Organismus ganzer Thier- und Pflanzengeschlechter einwirken, und daß durch Verpflanzung neue Varietäten und Species entstehen, so kann auch eine wissenschaftliche Begründung des angedeuteten Zusammenhanges beim Menschen nicht fern liegen. Ist aber überhaupt System in diesem Verhältnisse, so sind wir ebensowohl berechtigt, Schlüsse als Rückschlüsse zu machen.

Der Charakter des Volks ist im Ganzen nüchtern, speculativ grübelnd, aber stets zu Eruptionen geneigt, wie die vulkanische Erde, auf der es wandelt. Die Japaner sind keine Künstler; sie haben keine Poesie, keine Musik, keine Malerei, keine Bildhauerkunst, keine Architektur; sie haben nur Künsteleien und Kunststücke. Es ist bezeichnend, daß der Flora der Duft fehlt; — so fehlt auch der Duft der Poesie dem Geiste des Volkes, dem Charakter der Landschaft. Ein Volk, in dessen Phantasie wenn auch als Strafe, so doch als ehrenvollste Strafe das Bauchausschlügen lebt, kann kein poetisches Volk sein. Ich gestehe zwar zu, daß auch der Bauch seinen Antheil an der künstlerischen Begabung des Menschen hat, aber wir finden es doch traurig, wenn er das einzige Fundament derselben ist. Sigt doch selbst die Liebe, die bei uns als der schönste und zarteste Kern vergeistigter Poesie zur Erscheinung kommt, beim Japaner nur im Ganglien-System. Sie bauen der Venus Altäre, mehr vielleicht als ein anderes Volk der Erde; aber es ist nicht die reizvolle griechische Venus Amathusia, welche die Grazien im Gefolge hat und sich, als sie einst aus dem Schaume des Meeres an Cyperns Küsten trat, anmuthig schamhaft hinter einem Myrthenbusche verbarg. Die japanische Venus glaubte den Myrthenbusch entbehren zu können, und so trat sie in reizloser Nacktheit unter das Volk. Und so blieb sie bis auf den heutigen Tag. Nicht, daß sie irgend wie zu vergleichen wäre mit der Venus vulgivaga der alten Welt, — das nicht; ihre Nacktheit ist nicht schamlos, sie ist nur naiv; in keinem Falle aber ist sie poetisch.

So fehlt überall der ganzen japanischen Welt der Duft, der Hauch der Poesie, der Glanz des verklärenden Geistes. Wie in der Landschaft Berg und Thal unvermittelt neben einander liegen, so scheinen beim Menschen die Thätigkeiten des Cerebral- und des Ganglien-Systems schärfer gesondert zu sein, als bei irgend einem anderen Volke. Jetzt sind sie nüchterne Denker,

schlaue Rechner, thätige Arbeiter, — im nächsten Augenblicke ganz Begierde, ganz Eros, ganz Epikur. Wie die Kunst nichts gethan hat, die Landschaft zu verschönern und die Lücken wieder auszugleichen, die der rauhe Kampf um die Nothdurft des Lebens in das einst vielleicht vollkommene Landschaftsbild gerissen hat, so sehen wir auch im Geiste dieser Menschen selbst einzelne Partien hoch cultivirt und wohlgepflegt, daneben finstere, niemals von einem Strahl der belebenden Sonne erwärmte Urwald-Partien, Cultur und Uncultur seltsam parallel neben einander laufend. Es ist das der Fluch der geistigen Blutschande, zu der dieses isolirte Volk so lange verdammt war. Wir wissen es längst, welche nachtheiligen Folgen es hat, wenn ein Geschlecht sich in sich selbst fortzeugt; das gilt auch geistig. Kann es Wunder nehmen, wenn ein von allem befruchtenden Verkehr mit der anderen Welt abgeschlossenes Volk geistig verzweigt und verkrüppelt? Und zwar so sehr, daß der Zwerg und der Krüppel ihm zu Idealen geworden sind? denn nicht der naturgemäß entwickelte Baum, der aus dem reichen Boden so üppig stolz emporkommt, ist ihm Typus der Baumschönheit; er verpflanzt ihn jung in seinen Garten, schneidet und schnitzelt daran und unterbindet dauernd die Hauptlebensadern, bis er einen Zwerg und Krüppel daraus geschaffen hat; das ist für ihn Veredelung, und da der Mensch für allen Adel und für alle Schönheit sich selbst als Maßstab und Muster setzt, so giebt dies wohl einen Rückschluß. Mit Erstaunen zieht der Reiter den Zügel seines Pferdes an, wenn er zum erstenmal über eine Camilien-Hecke auf solch eine Zwergpflanzung hinunterschaut. Das Zierliche überrascht und reißt zur Bewunderung hin. Ist aber das Erstaunen überwunden und der Anblick ein gewohnter geworden, so erwacht die Kritik, und als ich den Zusammenhang und das Verhältniß zwischen diesen Gärten und der ganzen Landschaft in's Auge faßte, erhielt ich etwa den Eindruck, den man empfinden müßte, wenn Jemand eine leergebliebene Ecke in einem Raffael'schen Madonnen-Bilde dazu benutzte, um ein holländisches Genrestückchen hinein zu malen.

Ein eigener Geist der Ruhe liegt über der Landschaft; aber es ist nicht ruhendes Leben, es ist verlöschtes oder noch nicht erwachtes; jedenfalls hält ein dunkler Zauber es gefangen. Kein Schornstein sendet in Wolkenringen den blauen Rauch vom heimischen offenen Herde aufwärts; das Feuer lodert hier nicht, es glüht nur in der Form von Kohle in geschlossenem Käfig. Keine hohe Schmiedeeise treibt den Dampfhammer oder das Mühlrad, kein Eisenbahnzug braust über die Ebene dahin, kein Feuerschiff den Strom entlang. Nur ein hochbeladenes Saumpferd steigt den Bergpfad dort herab und sucht den schmalen Steg durch die sumpfigen Reiskfelder. Aus dieser Landschaft spricht zu uns nicht der schöne Frieden einer einst bewegten und durch bessere Erkenntniß, durch höhere Bildung zur Ruhe gekommenen Seele; das wenige

Leben darin hat bleierne Fittige, es senkt sich schwer zum Thale herab und wird zum Sumpf, — es ist Apathie.

Eine eigene Ruhe liegt auch über dem Geiste der Menschen. Die Parallele ist vollständig.

Du kehrtst heim von einem Spaziergange über die stummen Berge, durch die duftlosen Thäler und wandelst durch die Straßen der Stadt. Nichts von dem Geräusch und Lärm der alten Welt. Keine Karossen, die über das Steinpflaster dahin donnern, keine tobende Menschenmenge, keine Tanzmusik, keine Prügelei, nicht einmal ein zorniges Wort dringt zu deinem Ohr. In den offenen Läden, halb auf der Straße, hocken Gruppen um das nie fehlende Kohlenbecken; sie rauchen oder sie schreiben in ihren Büchern. Wo sie den Fremden gewohnt sind, blinzeln sie nur herüber und fahren schweigend in ihrer Beschäftigung fort. Nirgends etwas von dem wüsten Lärm, der bei uns als der unzertrennlige Gefährte einer hochgeschraubten Cultur erscheint. Selbst die Kinder sind hier schon gesittet; unser „Straßenjunge“ ist ein in Japan fehlender Begriff.

Wer wollte ernstlich einen Einwand erheben gegen diese Gleichmäßigkeit der Gesittung! Indessen — das Ideale ist zwar göttlich, aber eben darum ist es nicht ganz menschlich. Unsere Phantasie erschafft Engel und Feen; aber wenn sie Fleisch und Blut würden und es vergönnt wäre, in ihre Gesellschaft einzutreten, so glaube ich, daß wir uns in kürzester Frist langweilen würden. In dieser Stille und ununterbrochenen glatten Gesittung liegt etwas Eigenthümliches und Unerklärliches und darum fast Unheimliches, und ich gestehe offen, daß ich, als ich eines Tages in Tokubama einem Trupp amerikanischer Matrosen begegnete, die an Land beurlaubt waren, ein aufrichtiges Behagen an dem ersten kräftigen Fluche empfand, der zu meinem Ohre drang; ja ich konnte mit Vergnügen stehen bleiben und zusehen, wie zwei Betrunkene sich boxten. Es war doch Lebensäußerung, Muskelanspannung.

Apathie in der Landschaft, Apathie im ganzen socialen Organismus. Es geschieht nichts. Die Geschichte Japans ist eine dürre Haide, nur unterbrochen durch vulkanische Eruptionen, durch Revolutionen, bei denen es sich um einen gleichgiltigen Personenwechsel handelt. Kein stetig fortbrausender Dampfzug geistigen Fortschritts, keine industrielle Vervollkommnung, keine aufregende oder auch nur anregende Tagespresse. Es geschieht nichts und wird nichts. Das früher Gewordene vegetirt in festen und unveränderlichen Formen. Ich bin überzeugt, daß in Japan seit Jahrtausenden keine neue Pflanzen- oder Thier-Varietät entstanden ist. Dieselbe Erziehung, derselbe Gedankengang, derselbe eng begrenzte Kreis von Rechten und Pflichten vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Es muß schwer sein für die Japaner, einen neuen Roman mit einer neuen Verwicklung zu schaffen; ein Zeitungs-

Schreiber, der auf die Ereignisse des Inlandes angewiesen wäre, müßte Hungers sterben. Es fehlt das rasch pulsirende Leben Europa's im Staat, in der Gemeinde, in der Familie; es fehlt überall. Die Japaner sind wie Kinder, von einem tyrannischen Vater artig und sittsam erzogen, sie stehlen nicht, sie naschen nicht, sie beschmutzen ihre Kleider nicht, sie wagen niemals eine Bitte, sind stets zufrieden mit dem, was sie erhalten, und geben Fremden artig die Hand; sie sind dem Anschein nach durchaus wohlerzogene Kinder. Sie können kaum etwas Böses thun, denn sie sind stets sorgsam überwacht, und wohin sie immer blicken, fällt ihr Auge auf eine Gesetzestafel, welche unabänderlich Tod verkündet. Darum ziehen sie es vor, sich um ihre Kohlenbecken zu setzen, aus kleinen Pfeifen mit Köpfchen so groß wie Kinderfingerhütchen Tabak zu rauchen, aus kleinen Täßchen Thee zu trinken, in kleinen Büchern ihre Buchstaben zu malen und glücklich und zufrieden auszusehen. Ich vermuthe, daß die Japaner die Eintheilung in gute und böse Menschen durchaus nicht so allgemein machen, wie wir; es fehlt die Gelegenheit, Gutes wie Böses zu thun, — es fehlt der freie Wille. Jeder thut ohne Murren entschieden das, was er muß, aber eben so entschieden nur das. Die Tyrannen der alten Welt, so viele deren auch die Geschichte aller Zeiten und aller Länder aufweisen mag, sind elende Pfuscher im Vergleich zu der Regierungsweisheit japanischer Despoten. Dort erscheint Alles Willkür, Egoismus und Laune. Das Schwert wüthet; das Volk klagt und seufzt oder es flucht und rebellirt; alle Leidenschaften sind entfesselt. Hier erscheint Alles Gesetz; der oberste Wille documentirt sich nicht in persönlichen Launen des Herrschers, er kommt vielmehr in Gesetzen zur Erscheinung, welche zwar alle das Princip des Alleinherrschens festhalten, aber zugleich ausnahmslos das bezwecken, was der Herrscher für das Beste des Volkes hält. Er kann darin irren und irrt darin; das ganze Princip ist ein Irrthum; aber dieser Irrthum ist mit einer Weisheit durchgeführt, die Staunen erregt. Welches auch der eigentliche Effect desselben sein mag, — und ich werde ihn später eingehend zergliedern — so viel ist Thatsache, daß der augenscheinliche oder, präciser ausgedrückt, der scheinbare Effect der eines glücklichen und zufriedenen Volkes ist. So groß ist die Weisheit, mit der hier das System einer despotischen Regierung realisirt ist, daß Niemand zum Bewußtsein desselben gelangt. Die religiöse Unfehlbarkeit, welche bei uns der Papst besitzt, ist Kinderspiel gegen die politische Unfehlbarkeit des japanischen Kaisers. Niemals wird es einem Japaner selbst bei der verkehrtesten und verlegendsten Maßregel einfallen, die schlimmen Folgen derselben der Regierung aufzubürden. Sie werden eher die Sterne oder die unterirdischen Feuer oder die fremden Eindringlinge dafür verantwortlich machen, als den Kaiser oder seine Beamten.

Es ist in der That auf der einen Seite auch wirklich Gutes geschaffen

worden, und von allem Guten vielleicht das Beste für ein Volk — Brod. Die Hauptkraft des Landes liegt im Ackerbau, der reichlich Nahrung für das ganze Volk producirt. Die japanischen Despoten haben das panem et circenses besser begriffen und energischer durchgeführt als irgend einer der unsrigen. Diese pflügten, um die Citrone, die an einem Baume glänzte, auszupressen, den ganzen Baum niederzuschlagen; jene cultiviren und pflegen ihn auf das Sorgfältigste, damit er mehr Citronen trägt. Während die unsrigen confiscirten, brandschatzten, enorme Steuern auferlegten und eintrieben, unbekümmert, ob sie die ganze Steuerkraft der Nation damit vernichteten, ist die Ausfugung in Japan eine zusammenhängende, Jeden gleich treffende, und nicht aus der Laune oder Habsucht eines Herrschers entsprungen, sie ist vielmehr ein wohlüberlegtes und in gesetzliche Formen gebrachtes politisches System. Der Alleinherrscher duldet nicht, daß Jemand in seinem Lande reich ist, und wenn er es nicht hindern kann, so trifft er solche Maßregeln, daß der Reiche von seinem Gelde keinen andern Nutzen als den eines imaginären Besitzgefühls hat. Er ist z. B. ein großer Seidenhändler und gebietet über Millionen; neben ihm wohnt ein kleiner Krämer; Beide sind Kaufleute und gehören in dieselbe sociale Rangstufe; der Reiche darf sich nicht anders kleiden als sein armer Nachbar; er darf ebensowenig Equipage halten oder reiten und hat vom Leben nichts mehr als dieser. Die Ungleichmäßigkeit des Besitzes ist in Japan mindestens ebenso groß als irgendwo anders; nirgends aber vielleicht auf der ganzen bewohnten Erde besteht neben dieser Ungleichmäßigkeit eine solche Gleichmäßigkeit des Lebensgenusses. Fische, Reis, Bohnen und Rüben hat der Aermste täglich auf seiner Tafel, und der Reiche hat nicht mehr. Jeder hat satt zu essen, denn die Lebensmittel sind reichlich vorhanden und über allen Begriff billig. Jeder kann sein Wissen bereichern, denn er hat Zeit; da er sein Leben leicht und billig fristen kann, so ist ihm das traurige Loos erspart, wie ein Lastthier Jahr aus Jahr ein vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen zu arbeiten; nun glaube ich, daß es in Japan keinen Menschen giebt (Mann oder Weib), der nicht lesen könnte, — und für wenige Kupfermünzen kauft er fast jedes Buch. Jeder kann seine Leidenschaft für das schöne Geschlecht befriedigen, denn Mädchen sind noch billiger als Bücher, und der Staat begünstigt dieses Vergnügen. Auch die Kleidung ist einfach und wenig kostspielig, besonders die Kleidung des Arbeiters (auf dem Lande wie in den Städten), denn er begnügt sich fast mit der Tracht des Paradieses. So stehen jedem Japaner, dem Höchsten wie dem Niedrigsten, dem Reichsten wie dem Aermsten, gleichmäßig zu Gebote: Brod, Kleidung, Wissen und Liebe.

Wenn alle Despoten so viel gethan hätten, so würde auch bei uns vielleicht kein Fluch an ihrem Namen kleben; aber ich bin den Despoten der alten

Welt doch dankbar, daß sie eben solche Despoten waren, als sie waren. Ohne das wären auch wir vielleicht geblieben, was die Japaner sind.

Man nennt sie ein glückliches Volk.

Um darüber in's Reine zu kommen, muß man den Begriff „Volk“ specialisiren. Nirgends selbst in den vollendetsten Republiken des Alterthums war „Volk“ jemals ein einheitlicher Begriff. Wo das Gesetz nicht verschiedene Rangklassen der Gesellschaft erschaffen hatte, oder sie anerkannte, that es die Sitte und die Macht der Verhältnisse. Solche verschiedene Rangklassen giebt es selbstverständlich auch in Japan; aber da giebt es nichts von Ueberhebung, nichts von brutalen Launen eines Großen gegen Geringere, sondern es ist auch hier in dem gegenseitigen Verhältniß der Rangklassen zu einander Alles auf das Genaueste durch Gesetze geregelt; die Kreise, in denen sich Jeder zu bewegen hat, sind auf das Schärffte vorgezeichnet.

Eines ist überraschend und zum zweiten Male vielleicht nicht vorhanden in der Welt: Geld schafft keinen Rang. Geld geht gleichmäßig neben und durch alle Rangklassen hin, ohne die Stellung des Inhabers zu verändern. Der Kaufmann und Millionär neigt sein Haupt zur Erde vor dem ärmsten Schwerträger. Geld schafft kein Vorrecht. Der Reichste wird gerichtet wie der Aermste. — Geld besicht nicht. Was nützte auch dem Richter das Geld? Er darf es nicht sehen lassen, denn seine Verhältnisse sind genau bekannt und das überall lauernde Auge der Spione wacht über ihn; sein Kopf oder vielmehr sein Bauch ist immer verantwortlich. Unter allen Eindrücken, die ich je in fremden Ländern erhalten habe, war mir dieser der wunderbarste, und Nichts steht mit den Institutionen der alten Welt in so blendendem Widerspruche als dies Verhältniß. Die alten Schriftsteller über Japan (Kämpfer und Thunberg) und demgemäß alle neueren Abschreiber derselben schildern die Bewohner des Landes als über alle Beschreibung genügsam und bedürfnislos, — also glücklich. Ich für mein Theil kann nur den Schein der Thatsache und darum das Entschuldbare des Irrthums zugestehen, halte sie aber für unwahr und wenigstens für werthlos. Denn strenge Luxusgesetze regeln den Kreis der Bedürfnisse jedes Einzelnen, gemäß seinem Stande, und es ist keine Kunst zufrieden zu scheinen, wenn man mit Sicherheit weiß, daß man mehr niemals erwarten darf, und jede Aeußerung der Unzufriedenheit mit dem Tode bestraft wird. In keinem Falle ist Tugend in dieser Zufriedenheit, und gegen die Gesellschaft muß sie sogar als Verbrechen bezeichnet werden; denn was die Welt vorwärts bewegt, das ist die Unzufriedenheit. Die japanische Zufriedenheit ist nur Stumpfheit, — wenn man nicht das Schlimmere annehmen will — Heuchelei. Ist es denkbar, daß der Kaufmann glücklich ist, dem zwar die Gelegenheit offen steht, durch Speculationen oder durch sorgfamen Betrieb seines Geschäftes sein Capital zu vergrößern, aber mit dem sicheren Bewußtsein, daß mit dem wach-

senden Capitale sein Anrecht auf den Genuß desselben nicht mit fortwächst, daß sein Reichthum weder ihm noch seinen Kindern von irgend welchem nennenswerthen Nutzen werden kann? Er gehorcht freilich den Gesetzen der Natur, die doch schließlich mächtiger sind, als alle Gesetze von Despoten; er strebt unwillkürlich nach Reichthum, — aber glücklich kann er schwerlich sein.

Es bleiben somit als bestimmende Momente für die sociale Rangabstufung nur Geburt und Beschäftigung übrig. Der adlige Grundbesitzer mit verschiedenen Rangabstufungen in sich selbst; der Beamte und Soldat, der Priester, der Kaufmann, der Ackerbauer und der Tagelöhner. Diese verschiedenen Rangstufen sind kastenartig von einander geschieden, wie bei allen asiatischen Völkern, aber es scheint, als ob die Grenzlinien zwischen denselben nicht so schroff und unübersteiglich sind, als dies bisher vermuthet wurde, und als dies in der indischen Brahminenwelt der Fall ist. Nimmt man nun die eine große Triebfeder, das materielle Interesse, das Streben nach vermehrtem Besitz aus dem gesellschaftlichen Organismus heraus, so bleibt nur noch ein denkbares Agens — der Ehrgeiz, und dieser thut, wie ich glaube, seine Schuldigkeit. Irgendwo muß der Egoismus des Menschen sich Bahn brechen, irgendwo muß seine natürliche Liebe zum Kampf, zum Wettstreit, zum Fortschritt sich Luft machen. Aber auch hier fehlt dem Japaner die Tugend, die Poesie des Wettstreits, es fehlt ihm jener große moralische Grundbegriff, der so tiefgreifend und charakteristisch durch die ganze christlich-germanische Welt geht, und den wir mit Ehrlichkeit, gentlemanliness bezeichnen. Er schrickt vor keiner Lebensbeschäftigung zurück, die wir für ehrlos halten, und der „Spion“ ist ein nothwendiges Attribut seiner Carriere. Wie er selbst von Spionen bewacht wird, muß er seinerseits wieder der Spion von Anderen sein. Der japanische Beamte wandelt ununterbrochen mit verbundenen Augen auf einem schwankenden Seile; ein unerwarteter Luftzug stürzt ihn hinab. Er erwirbt Nichts für seine alten Tage, denn seine Besoldung ist so berechnet, daß sie gerade für seinen Unterhalt ausreicht; mit dem Steigen des Ranges und dem Steigen des Gehaltes wächst auch in vorgeschriebenen Normen die Summe seiner Ausgaben. Er ist nirgends der freidenkende und freischaffende Mensch, als welchen sich doch bisweilen und innerhalb gewisser Grenzen der Beamte der alten Welt betrachten darf; er ist nur Maschine; ein Druck der Hand, ein Wort seines Spions zertrümmert die Maschine. Es muß ein mächtiger Stachel sein, dieser Ehrgeiz, der Männer auf so schlüpfrige Bahn zu treiben vermag. Aber können sie glücklich darauf sein?

Man ist gewohnt, mit gewissem Reide auf die Großen des Landes, als auf die Glücklichen par excellence zu sehen. Die Großen dieses Landes waren einst sämmtlich unabhängige Fürsten, die nur das geistliche Oberhaupt anerkannten. Der einzig sichtbare, principienmäßig und logisch durchgeführte Ge-

danke, der sich durch die Geschichte Japans verfolgen läßt, ist die Entstehung und das Wachsthum einer weltlichen Macht, welche dem Mikado (Papst) den Schein einer religiösen Macht überlassen, sich selbst aber emancipirt, und alle einzelnen souveränen Gewalten im Lande in eine einzige concentrirt hat. Es ist gleichzeitig die Trennung des Staats von der Kirche und der Uebergang aus dem alten Reichsfeudalsysteme in die reine und unumschränkte Monarchie. Die Großen des Landes haben also ihre Souveränität allmählig eingebüßt; sie sind allmählig stolze Vasallen und zuletzt gehorsame Unterthanen geworden; man ließ ihnen den Fürstenmantel, aber alle ihre scheinbaren Vorrechte sind durch die schlaueste Staatskunst in Waffen gegen sie selbst verwandelt. In diesem Kampfe, der sich durch 4—5 Jahrhunderte hinzieht und noch nicht ganz beendigt ist, haben die Großen den Kürzeren gezogen; mit sehnsüchtigem Blick schauen sie rückwärts; traumhaft schwanken vor ihrer Phantasie die Tage ihrer dahingeschwundenen Größe; vorne beugen sie Kniee und Haupt demüthig sflavisch zur Erde, aber ihre Hände sind hinterwärts geschäftig, geheimnißvolle Fäden zu spinnen, den versunkenen Schatz wieder zum Tageslicht heraufzuheben. Statt den Blick muthig und männlich nach vorne zu richten und mitten im Neuen sich Neues zu schaffen, versplittern und verschütten sie bei dem Versuche, hinter sich zu graben, nutzlos ihre besten Kräfte. Es ist einmal der Lauf der Welt, und „thöricht, auf Besserung der Thoren zu harren!“ Aber glücklich können sie nicht sein. Ihrer Vorrechte beraubt, den größten Theil des Lebens von ihren Familien getrennt, die mit dem Schein der Höflichkeit und Gastfreundschaft als Geißeln am Hofe zu Jeddo zurückgehalten werden, persönlich verantwortlich für Alles, was innerhalb ihrer Ländereien oder ihrer Regierungsbezirke geschieht, gezwungen, ihre Einkünfte durch einen unfruchtbaren und genußlosen Luxus dahin zu geben; eingeschlossen in ihren Palästen; ohne Umgang, der allzugefährlich ist; zu hoch gestellt, um auf der Straße oder an öffentlichen Orten gesehn zu werden, — bleibt ihnen nichts, als das entnervende Vergnügen eines Sardapal. Arme Scheinbilder des Reichthums und der Macht! Und sie sollten glücklich sein?

Nun, wenn also Niemand glücklich ist, als möglicher Weise der große Hause, das Volk im engeren Sinne, das hier wie überall nur vegetirt; nicht lebt, dessen einziges Bedürfnis die Stillung des Hungers und des Durstes ist, — so berechtigt das noch nicht von dem Glücke der Nation zu sprechen. Aber selbst dieser große Hause! Neben den wenigen Bedingungen seines Glücks, wie viel Reime des Leidens und der Unzufriedenheit. Der gemeine Mann, fast immer gebannt an die niedere Sphäre, in der er geboren, stets bewacht von Spionen, die in das Innere seines Hauses, in den Schooß seiner Familie einzudringen wissen, — wem darf er vertrauen, mit wem darf er klagen oder hoffen?

Vielleicht ist der eigene Sohn, der ihm schweigend mit niedergeschlagenen Augen zuhört, sein Spion, sein Verräther, — nicht aus Schlechtigkeit des Herzens, sondern aus abgöttischem und fanatischem Gehorsam gegen die stärkere Gewalt des Staats. Noch mehr als das; man ist auch verantwortlich für das, was Andere thun. Für das Verbrechen, welches in einer Straße verübt wird, sind sämmtliche Bewohner derselben verantwortlich, und so ist Jeder, wenn nicht Spion aus Beruf und Pflicht, so doch aus Interesse. Fast die einzige gemeinsame Strafe für alle Vergehen ist der Tod; wer mehr als eines halben Thalers Werth stiehlt, ist dem Strange verfallen.

Ueber die Wirkungen einer solchen drakonischen Gesetzgebung ist vielfach geschrieben und gestritten worden. Ich muß gestehen, daß ich früher eine reale Durchführung derselben für ein Phantasiestück gehalten habe; doch habe ich mich in Japan vom Gegentheile überzeugt; sie ist hier in der That bis in's kleinste Detail hinein ausgearbeitet und eine bewundernswürdige Wahrheit; wenn sie Verbrechen nicht absolut verhüten kann, so macht sie dieselben doch augenscheinlich selten, — der Diebstahl ist fast unbekannt. Ich habe mich von der Möglichkeit des Systems überzeugt, aber zugleich haben sich meine Ideen über die Verwerflichkeit desselben durch ein praktisches Beispiel und durch den Augenschein befestigt, so sehr auch Anfangs die erzielte Sicherheit des Eigenthums mein Auge bestechen mochte. Ich glaube, daß sich das System weder aus materiell staatswirtschaftlichen noch aus rein menschlichen, moralischen Rücksichten empfiehlt. Die Anstalten, welche der Staat treffen muß, um das Verbrechen zu verhüten, sind weit großartiger und kostspieliger, als unser Verfahren, dieselben geschehen zu lassen und dann zu richten und zu strafen; ganz verhütet können sie doch nicht werden und richterliche Organe sind niemals zu entbehren. Dieser Zustand der Sicherheit wird außerdem mit zu vielen Opfern der persönlichen Freiheit erkaufte. Das ganze Heer der Bestimmungen, welche die Sicherung des Eigenthums präventiv bezwecken, ist zugleich ein Hemmschub für die Freiheit der Bewegung; sie schüßen den Einzelnen unvollkommen vor dem Verlust und schneiden ihm die Möglichkeit des Gewinns ab. Tausend Dinge, die er sonst thun könnte, die zur fortschreitenden Bereicherung seines Vermögens führen würden, muß er nun unterlassen. Der Effect ist Stillstand.

Das Schlimmste aber liegt darin, daß dies System den Menschen nicht bessert, da es ihn als unvernünftiges Wesen voraussetzt, dem die Einsicht in die Erfordernisse des gesellschaftlichen Organismus und die Fähigkeit sich zu vervollkommen, für immer abgehen. Während eine humane Gesetzgebung den Menschen erzieht, weiter bildet und ihn allmählig mit dem Begriffe des Gesetzes befreundet, setzt die drakonische im Menschen ihren Feind voraus, behandelt ihn als solchen und kommt zu dem entgegengesetzten Endpunkte, —

sie macht ihn zu einem erbitterten Feinde des Gesetzes, nicht zu einem offenen und ehrlichen, sondern zu einem heimlichen und desto gefährlicheren.

Gewiß wird auch der größte Enthusiast, der begeistertste Verehrer dieses wunderbaren Volkes zugestehen müssen, daß hinter der glatten, freundlichen und geduldigen Maske ein unbeschreibliches Etwas liegt, das zur Vorsicht mahnt; gewiß wird sich ihm oft die Bemerkung aufgedrängt haben, daß die Japaner durchgängig hohe Meister in der Kunst der Lüge sind, daß Verstellung und Heuchelei ihnen zur zweiten Natur geworden ist. Wie könnte es anders sein! Wie könnte Despotismus und eine drakonische Gesetzgebung jemals anders wirken! Es ist dies eine der Schattenseiten, die selbst mit einer Muster-Despotie, wie die japanische es ist, unzertrennlich verbunden sind.

Wenn aber irgend etwas der Gewinnung eines festen und wohlbegründeten Urtheils über japanische Zustände entgegensteht, so ist es die überall auftauchende Schwierigkeit, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Hieraus allein erklären sich die so verschiedenen Anschauungen, welche verschiedene Reisende gewinnen, hieraus allein erklärt sich, daß die meisten derselben, getäuscht vom Schein, zu blinden Enthusiasten werden, die aus der japanischen Welt eine Musterkarte aller menschlichen Tugenden herauslesen und herausschreiben. Unter allen Europäern, die seit wenigstens einem Jahre in Japan ansässig sind und mit dem Volke in täglichem und unmittelbarem Verkehre stehen, habe ich keinen einzigen Enthusiasten gefunden; sie mißtrauen Allem und gehen darin ebenfalls zu weit. Ich meine vielmehr, daß man erstaunen muß über den unerschöpflichen Fond guter Menschennatur, der ursprünglich in diese Völkerfamilie gepflanzt war. Nicht das ganze tausendjährig wirkende Heer von Institutionen, die sich sonst in der ganzen übrigen Welt als vollständig demoralisirend erwiesen haben, ist hier im Stande gewesen, angeborene Herzengüte und fröhlichen Sinn zu unterdrücken; sie sind nicht im Stande gewesen, dem wenn auch despotisch beherrschten Menschen das Gepräge eines hündischen, schweifwedelnden Sklaven aufzudrücken und aus seiner Seele eine gewisse Summe von Stolz auszulöschen, die sich bis zum Adel erhebt, und die Seele manches Mannes zieren würde, der sich damit brüstet, Bürger eines freien Staates der alten Welt zu sein.

Irgend wohin mußte diese gute Urnatur sich flüchten, irgendwo mußte sie genährt und geübt werden, wenn sie nicht erlöschen sollte. Da sie im Staate nicht Ausdruck fand, flüchtete sie sich in die Familie. Und hier entfaltet sich ein Bild vor uns, das gleich belehrend und beschämend für uns ist. Nichts war mir wohlthuerender in Japan, als der wirkliche und schöne Frieden, der im Hause, in der Familie wohnt. Keine weinerlichen, sentimentalen Liebesbezeugungen, deren Aufrichtigkeit verdächtig sein könnte, sondern ein achtungsvolles, überall höfliches Betragen, ein freundliches Unter-

stützen von allen Seiten, eine Sicherheit und Wahrheit des Benehmens, die bei uns nur als Product höchster Bildungsstufen angetroffen wird, — hier ist es in jeder, auch der kleinsten Hütte zu finden.

(Schluß in nächster Nummer).

Revolution und Legitimität.

Von der preussischen Grenze.

Daß die Revolution immer mächtiger ihr Haupt erhebt, und daß die letzten Jahre, daß namentlich das gegenwärtige Jahr Epoche in ihr machen, das erkennt niemand eifriger an als der eifrigste Gegner der Revolution, Professor Stahl, dessen Reden wir immer mit Vergnügen lesen, obgleich sich vielleicht kein einziger Punkt in ihnen findet, den wir unterschreiben möchten. Er hat neuerdings wieder ein ganz glückliches Stichwort gefunden: die Revolution trete jetzt organisiert auf und sei um desto gefährlicher. Hätte er statt „organisiert“ gesagt: „organisirend“, so wäre die Wendung noch treffender, obgleich man auch da hätte einwenden können, daß jede Revolution organisiert, und darin eben ihr Unterschied von der Gemeute liegt.

In der Definition des Gegenstandes, der fast ausschließlich seine Gedanken beschäftigt, ist Stahl nicht glücklich gewesen. Es vermischen sich bei ihm zwei verschiedene Begriffe, je nachdem er die Form oder den Inhalt ins Auge faßt.

In formaler Beziehung stellt er den Unterschied so fest, daß die Revolution das Bestehende zerstören, die Legitimität es erhalten will. In dieser Abstraction gefaßt, sagt der Gegensatz nichts, denn es gibt auf der Welt keinen Menschen, der nur zerstören will: die Neigung der studirenden Jugend, Klingelschnüre abzdrehen und Fenster einzuschlagen, ist doch nur ein vorübergehender Muthwille, der weder zu einer Partei noch zu einer Gesinnung führt. Aber ebenso wenig ist das Gegentheil denkbar. Der Grundsatz der Legitimität: „es muß Alles beim Alten bleiben“, in seiner vollen Consequenz aufgefaßt, würde die ganze Geschichte austreichen. Es gibt kein Jahr in der Geschichte, in dem wirklich Alles beim Alten geblieben wäre, selbst nicht zu des seligen Metternich Zeiten. Auch die mildere Wendung: „es solle Alles beim Alten bleiben, falls nicht die Berechtigten mit der Veränderung freiwillig übereinstimmen“, ist vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht haltbar. Jeder wichtige Fortschritt, den die Geschichte aufzeichnet, ist durch Gewalt geschehen. Das hauptsächlichste, fast könnte man sagen, das einzige Motiv der geschichtlichen Bewegung, ist die Fähigkeit des Menschen zur Unzufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Zustand, und der Wunsch,